

5 Sexualität und Postmoderne

»Die Erotik ist zu einer Art ›Hansdampf in allen Gassen‹ geworden, der verzweifelt nach einem festen Wohnsitz und einem sicheren Job sucht, sich jedoch fürchtet, sie zu finden.«

Bauman (2002, S. 40, Hervorh. im Original)

Unbestreitbar haben sich die Sexualität in vielen ihrer Facetten und der diskursive, gesellschaftliche und individuelle Umgang mit ihr in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Moralische Bewertungen verschiedener sexueller Handlungen und sexuelle Normvorstellungen, das partner_innenschaftliche Zusammenleben und die Aushandlung über die in ihr gelebte Sexualität haben sich stark gewandelt. Sexualität wird von Medien und Wirtschaft unvergleichbar stärker zu ihren Zwecken genutzt, das Internet bietet unendliche Möglichkeiten virtueller sexueller Interaktion oder Möglichkeiten, diese real herzustellen.

Gemäß der Forderung von Tuijter et al. (2012, vgl. Kapitel 2), die postmodernen Entwicklungen in der Sexualpädagogik mitzudenken, wird im folgenden Kapitel ein Überblick über postmoderne Veränderungen in Partner_innenschaft und Sexualität und deren Folgen gegeben.

Die neosexuelle Revolution

Volkmar Sigusch (2002, S. 12ff.) beschreibt die große Wandlung der Sexualität in der Postmoderne, die er vor allem in den 1980er und 1990er Jahren in den reichen westlichen Gesellschaften sieht, in seiner Theorie der *neosexuellen Revolution*. Die Auswirkungen dieser eher langsam und still verlaufenden Umwertung der Sexualität hält er für einschneidender als die Ergebnisse der

sogenannten sexuellen Revolution in den 1960ern. Im Gegensatz zur großen Überschätzung der Sexualität in jener Zeit als Lust-, Glücks- und Freiheitsbringerin ist sie heute eher zu einer allgemeinen Selbstverständlichkeit geworden und weniger symbolisch aufgeladen. Im Vergleich zur positiv als Rausch und Ekstase mystifizierten *alten* Sexualität werde die *neue* Sexualität eher negativ bewertet, »als Ungleichheit der Geschlechter, als Gewalt, Mißbrauch und tödliche Infektion« (ebd., S. 13).

Sigusch (ebd.) stellt vor allem drei Prozesse der neosexuellen Revolution heraus:

1. Die Dissoziation der sexuellen Sphäre
 - die Abtrennung und Überhöhung der geschlechtlichen Sphäre
 - die Teilung der Geschlechtlichkeit in Sex, Gender Role, Gender Identity, Gender Blending, Transgenderism ...
 - die Trennung des sexuellen Erlebens vom Körper durch virtuelle Möglichkeiten, Sexualität zu erleben
 - die diskursive Trennung des sinnlichen vom zerstörerischen Teil der Sexualität
 - Weiterentwicklung der Trennung von Sexualität und Reproduktion
2. Die Dispersion der sexuellen Partikel, Fragmente, Segmente und Lebensweisen
 - vor allem durch Kommerzialisierung und Mediatisierung
 - sexualisierte Werbung
 - »warenästhetische Indienstnahme des Erotischen und Sexindustrie« (ebd. 2002, S. 14)
 - Entwurzelung, Fragmentierung, Anonymisierung der Individuen
 - aber auch Diversifizierung, Vernetzung, Zerstreuung
3. Die Diversifikation und Deregulierung der Intimbeziehungen
 - Vervielfältigung der Beziehungs- und Lebensformen
 - Idealisierung von Lifestyles

- Differenzierung von Hetero- und Homosexualität
- Selbstdefinition und Pluralisierung ehemaliger Perversionen als gesunde Neosexualitäten
- Zwang zur Vielfalt und Intimisierung
- selbstoptimierte und selbstdisziplinierte *Lean Sexuality*

Schlagworte wie Entwurzelung, Anonymisierung, Kommerzialisierung und Zwang, aber auch Vervielfältigung und Vernetzung, die die Veränderungen von Sexualität in der Postmoderne beschreiben, zeigen deutlich, dass hier Bedarfe bestehen können, eine angemessene Begleitung zur Bewältigung dieser Prozesse zu schaffen. In den folgenden Abschnitten werden einige dieser Entwicklungen und ihre Folgen konkreter dargestellt.

Die Loslösung der Erotik

Der Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman (2002, S. 29ff.) sieht vor allem die Loslösung und Befreiung der Erotik von den Zwängen der Reproduktion und der Liebe als ein Phänomen postmoderner Kultur. Diese schaffe eine nie zuvor gekannte Freiheit zum Experimentieren in der Sexualität. Es gehe ihr in erster Linie nicht um die Suche nach Befriedigung, sondern nach Erregung, die besonders durch ästhetische und erlebnisorientierte Interessen beeinflusst sei. In der neuen Abwesenheit von äußeren Zwängen, also Gesetzen, Werten und Moral, die die Erotik bisher eingeschränkt hätten, sieht Bauman (ebd., S. 40) eine entstandene Leerstelle, die neu besetzt werden müsse. Er konstatiert vor allem drei Bereiche, in denen diese Freiheit auch zu Ängsten, Unklarheiten und Unsicherheiten führe:

1. Erotik und Sexualität im Allgemeinen

»Die neu gewonnene Unter-Determinierung ist die Grundlage einer erhebenden, grenzenlosen Freiheit, jedoch auch die Ursache extremer Unsicherheiten und Angst. Es gibt keine zuverlässigen Lö-

sungen nach denen man sich richten kann, alles muß neu und ad hoc ausgehandelt werden« (ebd.).

2. Wahlfreiheit des Geschlechterspekts der Identität
»Wie alle anderen Bestandteile postmoderner Identität ist der Geschlechterspekt deshalb ständig unterdeterminiert, unvollkommen, offen für Veränderungen, und so ein Bereich der Unsicherheit und eine unerschöpfliche Quelle von Angst und Selbstzweifel, sowie der Sorge, dass einige kostbare Empfindungen bislang verpaßt und das lustbringende Potential des Körpers noch nicht bis zum letzten Tropfen ausgepreßt worden sind« (ebd., S. 43).
3. Widerspruch zwischen sexueller Freiheit und *Sexual Correctness*
»Einerseits lobpreist die postmoderne Kultur sexuelle Genüsse und ermutigt dazu, jeden Winkel der Lebenswelt mit erotischer Bedeutung zu versehen; sie fordert vom postmodernen Erregungssammler, sein Potential als sexuelles Subjekt voll zu entwickeln. Andererseits verbietet diese Kultur, einen anderen Erregungssammler wie ein sexuelles Objekt zu behandeln. Das Ärgerliche ist nur, dass wir bei jeder erotischen Begegnung zugleich Subjekte und Objekte des Begehrens sind und – wie jeder Liebende nur allzu gut weiß – keine erotische Begegnung denkbar ist, ohne dass die Partner beide Rollen annehmen« (ebd., S. 49).

Empirische Befunde

Empirisch lassen sich vor allem der Wandel des Beziehungsverhaltens und der Beziehungsformen sowie dessen Effekte auf das Sexualleben in den letzten 50 Jahren nachweisen. Kurt Starke gibt in seinem Beitrag *Sexualität im Erwachsenenalter* einen umfassenden Überblick über empirische Daten zur Sexualität Erwachsener (vgl. Starke, 2013, S. 392ff.). An dieser Stelle sollen, auch in Bezug auf die bereits erwähnte Vergleichsstudie von 2002 von Schmidt et al., einige der wichtigsten Aspekte des Wan-

dels dargestellt werden (vgl. G. Schmidt et al., 2006; Matthiesen, 2007).

Bei der Studie von Schmidt et al. wurden Partner_innenschaft und Sexualität von Vertreter_innen der »vorliberalen Generation«, der »Generation der sexuellen Revolution« und der »Generation der Gender Equalisation« verglichen (G. Schmidt et al., 2006, S. 12). Dabei ließen sich einige deutliche Trends ablesen. In der Generation der jungen Erwachsenen setzten sich die nichtehelichen Formen des Zusammenlebens in starkem Ausmaß durch, die Mehrheit lebt demzufolge nicht mehr in einer Ehe, sondern in nichtkonventionellen Beziehungen, wie *Cohab*¹⁹ oder *Lat*²⁰. Die Beziehungen werden serieller, eine Person führt also über einen bestimmten Zeitraum hinweg mehrere Beziehungen nacheinander. Demzufolge werden Beziehungen kürzer, es gibt mehr Trennungserfahrungen und häufigere Single-Perioden. Dabei werden die seriellen Beziehungen als Erprobungs- und Lernprozesse für spätere Beziehungen gesehen.

Der Wunsch nach einer festen, lang anhaltenden Zweierbeziehung bleibt jedoch unverändert hoch. Es wetteifern hier allerdings zwei Beziehungsideale miteinander: Auf der einen Seite steht die Beziehungsdauer, auf der anderen die gewollte hohe Qualität der Beziehung. Der neue hohe individuelle Anspruch an eine Beziehung, durchgängig erfüllend, befriedigend, romantisch, emotional und der Selbstverwirklichung dienend zu sein, lässt sich in einer lebenslangen Beziehung nur schwer verwirklichen. Frühere Beziehungen, die häufig aus äußeren Umständen – z. B. aus finanziellen Gründen, gesellschaftlichen Normvorstellungen entsprechend, ungeplante Schwangerschaft – eingegangen wurden, werden von der sogenannten *reinen Beziehung* oder *Pure Relationship* (Giddens, 1993, S. 69) abgelöst, eine Beziehung, die um ihrer selbst willen eingegangen wird und in der nur der emotionale Aspekt von Bedeutung ist (Aigner, 2013, S. 80).

19 Cohab: *cohabiting*, feste Beziehung, zusammenlebend, nicht verheiratet.

20 Lat: *Living apart together*, feste Beziehung, nicht zusammenlebend.

Im mittleren Erwachsenenalter lassen sich diese Trends ebenso verfolgen. So gibt es weniger eheliche Beziehungen, dafür mehr Singles als bei älteren Befragten. Auch die Tendenz zu nicht konventionellen Beziehungsformen nimmt zu. Allerdings findet hier eine Verfestigung des Beziehungslebens statt, und die längere Beziehung wird grundsätzlich bejaht. Teilweise wünschen sich die jeweiligen Partner_innen aber mehr erotische Abwechslung und beklagen eine zu frühe Bindung an den_die Partner_in. Die dauerhafte Beziehung bleibt auch in diesem Alter ein wichtiges Lebensziel.

Die Beziehung ist auch die wichtigste Determinante für das Sexualleben, denn nach wie vor findet der meiste Koitus innerhalb von Beziehungen statt. Lediglich »5% der Geschlechtsverkehre produzieren die Singles« (Schmidt et al., 2006, S. 114). Von den meisten Befragten der Studie wurde Sexualität zwar als wichtig, nicht aber als das Wichtigste für die Beziehung genannt. Dennoch ist die gemeinsam gelebte Sexualität ein Zeichen für die Besonderheit von Liebesbeziehungen (z. B. in Unterscheidung zu Freundschaften). Als weitere Trends sind ablesbar, dass Sex immer weniger ehelich ist (20% bei jüngeren Erwachsenen), die Ehe also auch hier ihre frühere Legitimationsfunktion für gelebte Sexualität verloren hat, und dass die Masturbation als eigenständige Form der Sexualität »heute viel häufiger friedlich mit dem Partnersex koexistiert« (ebd., S. 115). Hier wird eine veränderte Haltung und Akzeptanz gegenüber der Masturbation deutlich. Ein ebenso interessantes Ergebnis der Studie ist, dass der Effekt des Alters an sich viel geringer auf die Koitusfrequenz innerhalb einer Partner_innenschaft wirkt als die Dauer der Beziehung. Ein 60-jähriger Mensch, der in einer fünfjährigen Beziehung lebt, hat also im Durchschnitt in etwa genauso häufig Sex wie ein 25-jähriger in einer fünfjährigen Beziehung. Mit einer steigenden Beziehungsdauer bis zu fünf Jahren nimmt die Koitushäufigkeit ab, danach bleibt sie in etwa konstant. Die Befragten beschrieben dies als einen zunehmenden Verlust von Emotionalität und damit einhergehend eine Abnahme des Stellenwerts von Sexualität für die Beziehung, dafür aber einen Zuwachs an Bindung. Das gemeinsame Leben mit jungen Kindern in der Beziehung scheint die generelle

sexuelle Zufriedenheit der Paare, besonders der Männer, deutlich negativ zu beeinflussen. Bei etablierten Paaren kommt es zu einer Art *Gendering* sexueller und zärtlicher Wünsche. Je länger ein Paar zusammen ist, desto größer die Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach Sex (stark bei Männern) und Zärtlichkeit (eher bei Frauen).

Hinsichtlich der Vervielfältigung von sexuellen Praxen lassen sich folgende Ergebnisse festhalten: Vaginalverkehr und manueller Sex sind die häufigsten Praktiken in allen Generationen. Oralsex haben mittlere und junge Erwachsene bei circa jedem zweiten Sexualakt. Tatsächlich zeigt sich, dass die jüngere und mittlere Generation experimentierfreudiger ist. Sie sehen sich mehr gemeinsam Pornos an, tragen mehr Reizwäsche, haben mehr Sex an öffentlichen Orten, benutzen häufiger Dildos und praktizieren häufiger Fesselsex. SM-Sex, Crossdressing beim Sex, Sex zu dritt, Partner_innenaustausch und heterosexueller Analsex sind eher sehr selten angewandte Praxen (vgl. ebd., S. 130f.).

Interessant ist, dass sich bei einer konstanten Selbstdefinition von Männern als homo- oder bisexuell von 6% und einer leichten Steigerung bei den Frauen von 0 auf 4% in den jüngeren Generationen immer mehr Personen von gleichgeschlechtlichen Personen angezogen fühlen bzw. sich ein lustvolles sexuelles Erlebnis mit einer Person gleichen Geschlechts vorstellen können (bis zu 20% bei Männern und 35% bei Frauen). Damit scheint sich zumindest in der Fantasie die »monosexuelle Festlegung« (Schmidt et al., 2006, S. 132) zu lockern (bzw., wenn wir an die Studien Alfred Kinseys der 1940er und 50er Jahre denken, scheint die prinzipielle sexuelle Offenheit auch für gleichgeschlechtlichen Sex in »der Natur des Menschen« zu liegen).

Liberalisierung vs. Kommerzialisierung von Sexualität

Unüberschbar hat im Zuge der Liberalisierung in den letzten Jahrzehnten auch eine starke Kommerzialisierung und Mediali-

sierung von Sexualität und sexuellen Vorlieben durch die kapitalistische Kultur- und Konsumindustrie stattgefunden. *Sex sells* ist eine scheinbar unumstößliche Wahrheit und so ist Sexualität medial ständig präsent, ob in Werbung (vor allem mit schönen, *sexy* Körpern für alle möglichen Produkte), Lifestyle-Magazinen (*Die 10 besten Stellungen ...*²¹), Büchern (*Shades of Grey*), Serien (*Sex And The City*), Talkshows (*Im Bett mit Paula*), Reality-Sendungen (*7 Tage Sex*) und vor allem auch im Internet (Pornografie, Dating-Seiten). Durch ebendiese Medialisierung und Kommerzialisierung »avancierte das Sexuelle zu einem Lebensbereich, der mit Konsumangeboten und Bilder- sowie Zeichenwelten dicht besetzt, manche meinen sogar überladen ist« (Eder, 2010, S. 172). Diese Bilder sind voll mit Vorstellungen von idealen Körpern und einer immer befriedigenden, glücklich machenden, perfekten Sexualität. So werden die früheren die Sexualität betreffenden Verbote und moralischen Vorschriften abgelöst durch *positive* Forderungen und Zwänge, z. B. experimentierfreudig, orgasmusfähig und ein_e gute_r Liebhaber_in zu sein. Oder anders gesagt: »Wo früher klar erkennbare kirchliche Moralkodizes, kollektive Normen und Strafgesetze herrschten, hat sich in den letzten Jahrzehnten ein neoliberales Machtregime in Form von Befreiungs-, Befriedigungs- und Reizimperativen etabliert« (ebd.).

Der österreichische Psychologe und Psychoanalytiker Joseph Christian Aigner drückt dies mit Verweis auf den schweizerischen Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler (1984, S. 139, zitiert nach Aigner, 2013, S. 32) etwas radikaler so aus:

»Das was an täglicher warenförmiger Sexualisierung, an Leistungs- und Schönheitszwängen für die Individuen, insbesondere für Frauen wirksam und spürbar wird, kann als eine »Militärmacht« [...]

21 Z. B. Cosmopolitan. Die lustvollsten Stellungen. 2018. Online: <http://www.cosmopolitan.de/sexreport-2013-die-lustvollsten-stellungen-top-10-stellungen-so-bringt-sex-die-groesste-lust-62115> (Zugriff: 23.06.2018).

von vorgegebenen, unterdrückenden Repressalien verstanden werden, die das spontane Strömen von ›Sexuellem‹ behindern oder wegen verschiedenster Ängste, die aus diesem Druck resultieren, sogar verunmöglichen und damit eine qualitativ recht beschränkte Sexualität ergeben. Die Vermarktung alles Sexuellen hat also noch nichts mit Befreiung des Sexuellen zu tun, ganz im Gegenteil« (ebd., Hervorh. im Original).

Folgen postmoderner Veränderungen in Partner_innenschaft und Sexualität

Aus den vielschichtigen oben beschriebenen postmodernen Veränderungen lassen sich bereits einige tief greifende Folgen für Sexualität und Partner_innenschaft ablesen. Für die Generierung von Themen für Angebote von Sexueller Bildung mit Erwachsenen werden an dieser Stelle drei Aspekte herausgegriffen und genauer betrachtet.

Kommerzialisierung und die mediale Darstellung von Sexualität

Mit den Veränderungen der medialen und gesellschaftlichen Präsentation von Sexualität lassen sich deutliche Folgen erkennen. Nach Eder (2010, S. 173) führt das hohe mediale Reiz- und Bilderangebot, die gewonnenen größeren rechtlichen Freiheiten und die Normalisierung von ehemals perversen Praktiken dazu, dass der ehemalige Reiz sexueller Handlungen als etwas Verbotenes verloren geht, Sexualität eine banale Angelegenheit wird, erotische oder sexuelle Stimulationen an Wirksamkeit verlieren und ein Teil der Sexualspannung verlorenght. Auch Aigner sieht in der »hemmungslosen Sexualisierung« (Aigner, 2013, S. 56) der Medien durch das »skandalisierende grenzenlose Herauszerren von Privatem und Intimen an die Öffentlichkeit« (ebd.)

eine Ursache für eine »Entsexualisierung des Alltagslebens« (ebd.) und den damit verbundenen Verlust von Fantasie, Intimität, Privatheit und »lustvoll-verschrobenem Charakter« (ebd.) der Sexualität.

Mit der Beladung des Sexuellen mit Glücksversprechen, neuen starken Anforderungen vom idealen Körper und vom idealen Sex, also der Forderung nach sexueller Selbstoptimierung entsteht die gefühlte Pflicht »einen technisch und emotional gelingenden Sex zu praktizieren« (Eder, 2010, S. 168) und Leistung und Erfolg bei der Befriedigung des _der Partner_in und beim eigenen sexuellen Erleben zu erzielen. Dazu kommt der »Mythos vom fitten Körper und der allseitigen Jugendlichkeit« (Aigner, 2013, S. 62). Die allgegenwärtige Jagd nach Fitness und einem dem Schönheitsideal entsprechenden, schlanken Körper sowie künstlich geschaffene körperliche Ästhetisierungsbedürfnisse können eine Quelle von Selbstzweifeln und -vorwürfen werden. Menschen fühlen sich zu wenig attraktiv und begehrenswert und so gibt es speziell bei älter werdenden eine indirekte Weigerung »die Mangelhaftigkeit und Nicht-Perfekteit, das Altern, ja die Endlichkeit des Körpers anzuerkennen« (ebd.). Die Zunahme von Intimkorrekturen und Schönheitsoperationen »bestärkt erneut den Eindruck einer schier unendlichen Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper und dessen intimsten Bereichen« (ebd., S. 64). Sydow stellt einen »gewaltigen Effekt« (Sydow & Seifert, 2015, S. 85) der Medien auf das körperbezogene Selbstwertgefühl von Frauen und immer mehr auch von Männern fest.

»Die überall in den Medien präsenten attraktiven Menschen mit Idealfiguren dämpfen Gefühle und Begehren und das eigene Selbstwertgefühl der Zuschauer. Gleichzeitig wird suggeriert dass *ständige Lust die Norm* ist« (ebd., S. 83, Hervorh. im Original). So scheint vor allem bei Frauen eine Verbindung zwischen »selbst erlebter körperlicher Attraktivität und sexuellen Variablen (z. B. sexuellem Interesse, Aktivität und Orgasmusfrequenz) zu bestehen« (ebd., S. 26). Durch die massive Konfrontation mit körperlichen Idealbildern, denen wir circa 2000–5000-mal

pro Woche ausgesetzt sind (ebd., S. 85), kann das dadurch produzierte »Gefühl >zu dick< zu sein« (ebd., S. 26, Hervorh. im Original) sexuell hemmend wirken. Es besteht also ein Zusammenhang zwischen medialer Präsentation von Körpern, individueller Körperakzeptanz und sexueller Zufriedenheit.

Diese durch die genannten Entwicklungen entstehenden Gefühle von Unzulänglichkeit, Risiken und Ängsten vor dem Scheitern und Nichterfüllen von *sexuellen Leistungen* mit/bei dem_der Partner_in bleiben wiederum erspart durch den einfachen Zugriff auf nicht-zwischenmenschliche sexuelle Reize, wie z. B. Pornografie und deren Versprechen, sexuelle Bedürfnisse schnell und vor allem unkompliziert, frei von Ängsten, zu befriedigen. Es gibt eine unüberschaubare Zahl an Befriedigungsangeboten, die offensichtlich die individuellen Wünsche übersteigen. Eine Suche nach Erregung statt Befriedigung ist die Folge (vgl. Eder, 2010, S. 171; Bauman, 2002, S. 35).

Die *reine Beziehung* und das Sicherheitsprinzip

Die Wandlung des klassischen Beziehungsmodells Ehe bzw. Partnerschaft auf Lebenszeit hin zu einer differenzierteren Möglichkeiten von Beziehungsformen, besonders aber zur seriellen Monogamie (vgl. Sigusch, 2005, S. 21) bringt weitere Änderungen mit sich. Beziehungen werden heute nicht mehr aus äußeren Gründen, wie gemeinsamen Aufgaben oder ökonomisch-rechtlichen Argumenten, geführt, sondern basieren insbesondere auf Emotionalität. Die Beziehung wird sozusagen um ihrer selbst willen eingegangen, nicht aus gesellschaftlichen Konventionen heraus, sie basiert auf *reiner* Emotion. Das allerdings macht die *reine Beziehung* sehr komplex und aufwendig (vgl. Giddens, 1993, S. 69). Ihr Fortbestand hängt nicht nur von der investierten Beziehungsarbeit ab, sondern auch von der Erhaltung eines befriedigenden Sexuallebens (Eder, 2010, S. 171). Und ihr Fortbestand ist gewollt, denn nach wie vor herrscht das ro-

romantische Liebesideal einer lebenslangen Beziehung vor. Beide Partner_innen müssen also die emotionale Wohlbefindlichkeit immer wieder herstellen. Hier entstehen erneut Druck, dies leisten zu können und zu wollen, und die Angst, in der Romantik zu scheitern. Aigner sieht neben dieser Emotionalisierung von Partner_innenschaften auch eine »Überfrachtung der Beziehungen mit Sicherheitsbedürfnissen« (Aigner, 2013, S. 54) und Aspekten von Nähe und Geborgenheit. Die hohe emotionale Belastung durch den stärker werdenden Anspruch der Gesellschaft an das Individuum (Mobilität, Flexibilität, Lernfähigkeit, Konkurrenzdruck, Beschleunigung von Wandel, Stress) hat Auswirkungen auf das Privatleben und damit Partner_innenschaft und Sexualität, was wiederum zu weniger sexuellem Begehren innerhalb der Beziehung führen kann. Die Partner_innenschaft dient also eher zur Schaffung von Sicherheit und Ruhe als zum Erleben von Lust (vgl. ebd., S. 77).

Lustverlust

In all diesen Auswirkungen postmoderner Veränderungen auf die Sexualität sehen Aigner und Eder mögliche Gründe für eine Abnahme der Lust auf Sex (vgl. Aigner, 2013, S. 53f., 76; Eder, 2010, S. 171). So lassen sich vor allem im therapeutischen Kontext vermehrt Paare finden, die Lustlosigkeit beklagen (vgl. Sydow & Seiferth, 2015, S. 48). Diese »>Prototypen< lustloser Paare« (Aigner, 2013, S. 54, Hervorh. im Original) haben zunehmend Probleme mit der eigenen Nacktheit vor dem_der Partner_in aufgrund von *Unansehnlichkeiten* und können teilweise nichts an sich entdecken, was sie schön oder liebenswert finden (ebd., S. 75). Sie scheinen sich in einem ständigen, allgegenwärtigen imaginären Wettbewerb um Schönheit, Sportlichkeit und Attraktivität zu befinden. Wenn der Wunsch nach Anerkennung in diesem Wettbewerb nicht erfüllt wird, fällt es schwer, sich in der Sexualität zu entspannen.